

und wir nur deshalb glauben, dass es nur zwei Geschlechter gebe (60), dann muss die gewünschte Verwirrung von der „Denaturalisierung und Mobilisierung“ dieser Kategorien ausgehen (58). Butler stellt deshalb die These von der performativen Geschlechtsidentität auf (60):

Wenn die Geschlechtsidentität etwas ist, was man wird – aber nie sein kann –, ist die Geschlechtsidentität selbst eine Art Werden oder Tätigkeit, die nicht als Substanz oder als substantielles Ding oder als statische kulturelle Markierung aufgefasst werden darf, sondern eher als eine Art unablässig wiederholte Handlung. (167.)

Eben weil die Differenz von „sex“ und „gender“ nicht mehr existiert und außer dem wahrgenommenen Körper kein physikalischer besteht, kann Butler sagen, die sexuelle Identität eines Menschen sei in keinem Falle eine Substanz.

Subversive  
Körperakte

Das in Butlers Verständnis „politische“ Ziel ihres Vorgehens liegt im Nachweis der Möglichkeiten, durch individuelle Handlungen die vorgegebenen Zuschreibungen aufzulösen. Entsprechend ihrer Performanztheorie plädiert Butler für eine fröhliche Kultur der „gender acts“, der Verschiebungen von sexuellen Identitäten. Sie sollen die Kategorien des Körpers stören. Eine ganze Reihe solcher spielerischen Grenzverwischungen benennt die Studie als „subversive Körperakte“ (165–218). Parodie und Travestie wiederholen am eigenen Körper bewusst die Zuschreibungen, die aber derart verändert sind, dass sich ihre Zwangspraxis dadurch offenbare. Am Beispiel des Transvestiten erklärt Butler, wie hier nicht nur das „making“ der „gender“-Identität demonstriert, sondern auch noch die Unterscheidung zwischen seelischem Innen- und Außenraum subvertiert wird. Der Transvestit macht sich über die Vorstellung einer „wahren“ geschlechtlichen Identität lustig (201).

Maskerade

Allerdings wurde dieses Konzept der Maskerade nicht unwidersprochen hingenommen. Zwar bieten die Inszenierungen oder Re-Inszenierungen von Identitäten die Möglichkeit, sie als subversive Akte zu deuten, wenn sie die Künstlichkeit von Geschlechtszuschreibungen demonstrieren wollen. Umgekehrt liegt in der Parallelisierung von Travestie und Transsexualität aber auch ein Problem. Eine nicht zu vernachlässigende Richtung der Forschung betont das Gegenteil der Deutungen von Butler und weist auf die ernsthaften Funktionen der Mimesis des Transsexuellen und das Bedürfnis nach Anerkennung eines Wunsch-Ichs hin (Breger/Dornhof 1999). In ihrem zweiten Buch *Bodies that Matter* (1993, dt.: *Körper von Gewicht* 1995/1997) hat Butler solche Einwände in ihre Theorie zu integrieren versucht. Sie behält ihre konstruktivistische Position bei und nimmt lediglich die Materialität des Körpers in ihre Argumentation auf.

Butler wehrt sich  
gegen Kritik

Im Vorwort zur deutschen Ausgabe distanziert sich Butler von Missverständnissen, die der deutschen Rezeption ihres ersten Buches folgten. Ihr Vorschlag zur Entnaturalisierung des Biologischen hatte nicht die Absicht, die Anatomie zu leugnen. Auch der Vorwurf der „Entkörperung“ (Butler 1997, 10) entbehre jeder Grundlage. Vielmehr könne der konstruktivistische Weg gerade „eine Rückkehr zum Körper“ sein, wenn dieser nämlich

ren Boden, denn Materie sei schließlich selbst „durch eine Reihe von Verletzungen begründet“ worden, die in der Berufung auf die angeblich vorgängige Materie unwissentlich wiederholt würden (55). Dem Einwand, die Wirklichkeit des Körpers zu missachten, entgegnet Butler, dass auch gerade dieser Diskurs selbst formierend für das Phänomen ist, das er einräumt (33). Denn die Geschichte der Materie kann eben auch durch das Aushandeln der sexuellen Differenz bestimmt sein. Es geht um den Stellenwert der Referentialität solcher Aussagen: „Die feststellende Aussage ist (...) immer performativ“ (34).

Die Performativität, schon im ersten Buch als These entwickelt, wird jetzt anders gedeutet. Im Anklang an psychoanalytische Theorien versteht Butler sie jetzt als „zitatförmige Praxis“ (37), die unmarkiert bleibt. Das Subjekt unterwerfe sich den Normen des Geschlechts, den Normen, die ihre Macht aus den Zitierungen erhalten. Ihr Thema sind also die „Kriterien“ und identifikatorische Praktiken der Geschlechterrollen, „die Körper produzieren“ (37). Denn die Performativität ist die Macht des Diskurses, der Wirkungen durch ständige Wiederholung hervorbringt. Diesen „symbolischen Horizont“, vor dem Körper überhaupt erst „Gewicht“ erhalten, möchte Butler verändern, um dann neue Körperwahrnehmungen zu ermöglichen.

Butlers neuer Versuch, diskursive und nichtdiskursive Ebenen zu verschränken, also Macht, Materie, Materialisierung und symbolische Ordnung so zur Deckung zu bringen, dass der Körper nicht als lediglich vorgegebene Entität verstanden werden muss, hat noch keine Nachfolge erfahren. Noch fehlen vermittelnde Konzepte, die auch die mit großer Verve vorgetragenen Einwände einbinden und zu einem nach allen Seiten abgesicherten Theorieentwurf führen könnten. Aus den spannenden Debatten (Osinski 1998, 114 ff.; Breger/Dornhof 1999, 78 ff.; Braun/Stephan 2000, 63–73) seien drei bedenkenswerte Problemkreise hervorgehoben.

Zum einen kreisen die von mehreren Kritikerinnen vorgetragenen Bedenken um die bei Butler nicht sichtbare Unterscheidung zwischen Körper und Leib. Sie hat den Vorteil, die radikale These zu ergänzen um einen Zugang, der eine Sphäre auszeichnet, die nicht gänzlich von Diskursen geformt, nicht ausschließlich das Resultat kultureller Formungen ist. Im Gegensatz zur Relation zwischen Subjekt und Diskurs ist noch der gesamte Bereich der Wahrnehmung des Leibes auszuzeichnen. Die Gender Studies müssen sich daher um eine Anschließbarkeit an den Forschungsstand in der philosophischen Anthropologie bemühen (Anthropologie, hrsg. Gebauer 1998) und mögliche Verbindungen zur literarischen Anthropologie aufgreifen.

Eine breitere anthropologische Einbettung führt dann auch zweitens zum Einbezug der Institutionen. Die meisten Einwände betrafen das Fehlen der sozialen Praxis. Ohne die Rolle und Funktion der überindividuellen Verankerung von Zuschreibungen werden die Handlungsmöglichkeiten nicht sichtbar oder verschwinden in einem universalisierten Machtbegriff. Einerseits fehlt also die deutliche Benennung der individuellen Abweichung von

Die Pe  
bei Bur

Beden  
gegen

Fehler  
Praxis